

BESPRECHUNGEN.

Hermann Diekmann, Steinzeitsiedlungen im Teutoburger Walde. Bielefeld 1931, Wittekindverlag. 108 S., 52 Abb., 8 Taf.

Am Anfang dieses Jahres ist unsere heimatliche Literatur um ein Buch des Lehrers Hermann Diekmann erweitert worden, ein Buch, dem ein gewisser heimatkundlicher Wert nicht abgesprochen werden darf. Ich will auch mit den folgenden Bemerkungen den Wert dieses Werkes in keiner Weise herabsetzen, sondern nur im Sinne der wissenschaftlichen Erforschung des Mesolithikums im allgemeinen und der Vorgeschichtsforschung im Minden-Ravensberg-Lippischen Gebiet die wissenschaftlich interessierten Kreise auf einige Ausführungen in diesem Buche aufmerksam machen, die Anlaß zu einer falschen Auffassung des Standes der hiesigen Forschungsarbeit geben könnten. Die Erforschung des heimischen Mesolithikums beginnt nicht erst mit Diekmann anno 1931 (Diekmann schreibt in seinem Buch als ersten Satz des Vorwortes: „Über steinzeitliche Siedlungen im Teutoburger Walde ist so gut wie nichts in der Literatur zu finden.“) sondern geht weiter zurück und nimmt einen bedeutend größeren Raum ein, als dieses von Diekmann dargestellt wird. In Nordostwestfalen und Lippe sind schon seit der Jahrhundertwende und teilweise noch früher eifrige Vorgeschichtsforscher tätig, die ein umfangreiches Fundmaterial zusammengetragen und zum Teil auch schon veröffentlicht haben.

Es ist nicht angängig, ein kleines Siedlungsgebiet, wie Diekmann es behandelt, zur Grundlage einer wissenschaftlichen Abhandlung über das Mesolithikum des Teutoburger Waldes zu nehmen. Die 25 Fundplätze, die Diekmann seinem Buch zugrunde gelegt hat, liegen auf einem Gebiet von etwa 40 qkm, während das mesolithische Fundgebiet Minden-Ravensberg-Lippe mit seinen über 50 Siedlungszentren ein Gebiet von ca. 3600 qkm umfaßt. Diekmann benutzt zu seiner Abhandlung ca. 1500 Geräte, höchstens $\frac{1}{40}$ der nach sehr vorsichtiger Schätzung aus den Fundplätzen Minden-Ravensbergs und Lippes bekannten bearbeiteten mesolithischen Geräte. Es ist leicht einzusehen, daß bei einer Berücksichtigung aller dieser Geräte eine typologische Auswertung zustande kommen würde, die von der Diekmannschen abweicht.

Diekmann unterscheidet zwei Kulturen, die „Sandboden“- und „Lößboden“-Kultur. Am Teutoburger Walde ist es so, daß ein großer Teil der Siedlungen mit mikrolithischen Gerätformen auf Sandboden liegt, aber nicht alle. Z. B. liegen die umfangreichen Siedlungen Borgholzhausen, Berghausen und Westbarthausen mit fast

reiner Mikrolithik auf Geschiebelehm- oder Nachschüttungssandboden. Der Fundplatz Sieker mit reiner Mikrolithik liegt auf Lehm Boden auf dem nördlichsten der drei Längskämme des Osnings. Diese letztgenannten Siedlungen mögen Übergangskulturen oder Ausläufer vom Tardenoisien sein. Eine scharfe Trennung Tardenoisien-Campignien ist vorläufig nicht möglich. Diekmann hat recht, wenn er die „Sandboden“-Geräte dem Jägervolk des Tardenoisien zulegt, wie dieses Junkermann schon seit 1920 getan hat.

Wie verhält es sich nun aber mit seiner „Lößboden“-Kultur und seiner Gegenüberstellung dieser beiden Kulturen?

Dem Worte „Lößboden“ müssen wir zunächst einige Beachtung schenken. Überhaupt von Löß am Teutoburger Walde zu reden, ist zumindestens für interessierte Laien, für die doch Diekmann wahrscheinlich sein Buch geschrieben hat, irreführend. Wir haben wohl am Nordhang des Teutoburger Waldes und in der Ravensberger Mulde Bildungen, die lößartigen Charakter haben, aber nicht mit Löß bezeichnet werden dürfen. Die Fachgeologen nennen diese Bodenart häufig „Lößlehm“. Dieser Lehm ist dem Geschiebelehm oder fluvioglazialen Sanden und Schottern aufgelagert. Der Siedlungsuntergrund der Nordhangsiedlungen besteht aber meistens aus Geschiebelehm Boden oder aus fluvioglazialen Aufschüttungen von Sanden und Kiesen. Typischer Löß, ein feines pulverisiertes Material, zum größten Teil aus Quarzstaub bestehend, ist in Westfalen selten. (W e g n e r, „Geologie Westfalens“, Paderborn 1926, S. 374.)

Der Untergrund der Nordhangsiedlungen Helpup, Hillegossen, Stieghorst, Sieker, Bielefeld, Ürentrup, Dornberg, Haasequelle u. a. setzt sich aus Geschiebelehm oder Nachschüttungssanden zusammen. Diese fluvioglazialen Nachschüttungen führen in fast allen Fällen heimische oder nordische Gerölle, sind aber niemals von einem äolischen Gestein oder Löß überlagert.

Von einer „Lößbodenkultur“ kann also am Teutoburger Walde keine Rede sein. Sollte wirklich einer der Diekmannschen Fundplätze eine Lößlehmschicht aufweisen, dann würde das noch kein Grund zur Neubenennung einer steinzeitlichen Kultur sein.

Wie steht es nun mit seiner „Lößboden“-Kultur? Ich kann schon zu Anfang sagen, daß alle seine „Lößbodengeräte“ nicht typisch für das Alt-Campignien sind, in das er sie gern setzen möchte. Betrachten wir Diekmanns Aufstellung von typischen Geräten beider Kulturen auf Seite 72. Hier stehen 1071

Geräten vom „Sandboden“ 396 Geräte vom „Lößboden“ gegenüber. Von diesen 396 Geräten vom „Lößboden“ haben nach Diekmann 300 Tardenoisien-Charakter; diese 300 Geräte haben nämlich alle (nach Diekmann) Tardenoisretusche. Mit anderen Worten, nach Diekmann sind 75 % der „Lößbodengeräte“ typisch für die „Sandbodenkultur“. Damit widerspricht Diekmann seiner eigenen Behauptung. Seine sämtlichen „Lößbodengeräte“ sind nicht typisch für das Alt-Campignien, sie gehören in Übergangskulturen vom Tardenoisien. Nur eine solche Kultur kann man als Alt-Campignien-Kultur bezeichnen, in der weder Kernsteine noch Klinsen vorkommen. Diekmann zeigt aber z. B. auf Tafel 36, 37, 40, 43 und 44 Klinsen, Klingenschaber, Klingenkratzer und Rundkratzer, die sämtlich dem Tardenoisien oder diesem nahverwandten Kulturen angehören. Die typischen Geräte des Alt-Campignien, Faustkeile, Handspitzen und beilförmige Geräte hat Diekmann nicht gefunden, jedenfalls nicht in seinem Buche gezeigt. Diese typischen Geräte können natürlich auch keine „Tardenoisretusche“ aufweisen! Dieses berechtigt wohl zu dem Schluß, daß Diekmann die Technik des Tardenoisien und des Alt-Campignien nicht geläufig ist. Die Ansicht Menghins und Junkermanns, daß die Kultur des Lehmbodens am Nordabhang des Teutoburger Waldes dem Alt-Campignien angehört, bezieht sich selbstverständlich auf die wirklichen Typen dieser Kultur.

Ich kann hier nur auf die grundlegenden Irrtümer in Diekmanns Buch hinweisen. Ich greife einen heraus, und zwar die stiefmütterliche Behandlung der Nukleusschaber der „Sandbodenkultur“. Der Nukleusschaber mit den ihm verwandten Formen ist eins der Leitfossilien der „Sandbodenkultur“. Diekmann schenkt ihm zu wenig Beachtung. Ich habe in meinem Aufsatz „Beiträge zur Vorgeschichte Minden-Ravensbergs, 2. Teil. Nukleusschaber, Hobelschaber und Meißel, typische Geräte des Mesolithikums“, Mannus 20, 1928 die mir bis dahin bekannten Formen von Nukleusschabern beschrieben. Wenngleich auch manche der darin geäußerten Anschauungen durch neuere Forschungen von mir zu berichtigen sind, so geht doch daraus hervor, daß die Nukleusschaber und die damit formverwandten Geräte einen weit größeren Raum im Gerätinventar des Mesolithikers einnehmen als der Laie aus Diekmanns Buch entnehmen muß. Das Tardenoisien ist eine Klingenkultur. Das Vorhandensein einer entsprechenden großen Zahl von Kernsteinen ist damit begrifflicherweise verbunden. Diese Nuklei, der natürliche „Entfall“ bei der Klingenerstellung, wurden zur Anfertigung der ver-

schiedensten Geräte benutzt. Solche Nukleusschaber und die nach und nach weiter daraus entwickelten selbständigen Geräteformen sind neben den Mikrolithen und Klingengeräten die typischen Formen des Tardenoisien. Aus den mir schon vor Diekmann bekannten Fundstellen bei Örlinghausen besitze ich eine Reihe von Nukleusschabern und Meißeln, die allein schon das Bild seiner Siedlungsinventare ändern würden. Der rein mikrolithische Fundplatz Nordhemmern weist z. B. über 60 Nukleusschaber auf. In allen anderen mesolithischen Siedlungen von Tardenoisien-Charakter am Teutoburger Walde und im sonstigen Minden-Ravensberg ist das zahlenmäßige Verhältnis der Nukleusschaber zu den anderen Geräten ein vollständig anderes, als Diekmann es angibt. Eine Zusammenstellung nach Diekmanns Art, ein Herausgreifen von nur wenigen Siedlungsplätzen, kann nur zu Irrtümern führen.

Auf weitere Fehlschlüsse Diekmanns einzugehen, muß ich mir ersparen. Die Leser seines Buches werden jedenfalls gut tun, wenn sie es mit Vorsicht lesen.

Bielefeld.

W. A d r i a n.

Ernst Sprockhoff, Zur Handelsgeschichte der germanischen Bronzezeit. (Vorgeschichtliche Forschungen Heft 7, Bd. II Heft 3), herausgegeben mit Unterstützung des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz. Berlin 1930, Walter de Gruyter & Co., XII, 161 S., 45 Tafeln, Preis RM 28.—.

Der mit vielen Abbildungen und Übersichtskarten ausgestattete Band behandelt nicht, wie man nach dem Titel erwarten möchte, das Handelsgut, das zur Bronzezeit der germanische Norden etwa anderen Kulturkreisen übermittelt hat, sondern mehr oder minder nur Dinge, die aus anderen Gebieten, vor allem aus dem italischen Süden, in die norddeutschkandinavische Zone eingeführt worden sind, und das auch nur für eine beschränkte Zahl von Typen wie für eine teilweise recht engegrenzte Zeit. Der Verfasser betrachtet lediglich folgende Bronzearbeiten: Rundschilde, Helme, Henkeltassen, Schalen, „Amphoren“ (Metallvasen der Formenreihe, der auch Frühvillanova- wie Villanovaossuarien und unsere „Hallstatturnen“ angehören — der Name ist nicht recht glücklich gewählt), dann Kessel mit kreuzförmigen Beschlägen, Kesselwagen, Kannen, Situlen und gerippte Cisten und endlich einige andersgeartete Erscheinungen. Sonstige verwandte Metallarbeiten bleiben, weil sie aus dem Süden nicht bis zum „germanischen“ Norden vorgedrungen sind, leider unverwertet, obwohl auch sie das Bild der Einfuhr aus dem Süden wesentlich hätten vervollständigen können.

In der Einleitung lehnt Sprockhoff eine Überschätzung der Typologie und die Anwendung der „siedelungsarchäologischen“ Methode einer gewissen norddeutschen Richtung ab. Derlei aus dem Munde eines vornehmlich auf norddeutsche Verhältnisse eingestellten Prähistorikers zu hören, ist erfreulich und muß besonders hervorgehoben werden. Sprockhoff betont weiter, daß eine absolute Chronologie der Vorzeit im Norden nur von dem besser datierbaren Süden her gewonnen werden kann. Aber er beklagt dabei, daß die mitteleuropäische Forschung dieses wichtige Feld noch unzureichend bearbeitet hat und der Norden deshalb versuchen muß, auf eigenen Wegen zu den Quellen des Südens vorzudringen. Dem gegenüber glaube ich aber anderer Ansicht sein zu dürfen, es scheint fast, als habe man sich im Norden seither mit den Wegen, die für das Verständnis in chronologischen Dingen gewiesen wurden, noch zu wenig vertraut gemacht.

Bei der Behandlung des Stoffes durch Sprockhoff verdient das wohl restlose Erfassen des einschlägigen Materials aus mittel- wie norddeutschen und skandinavischen Gebieten alle Anerkennung. Solche Sammelarbeiten im Verein mit dem Bemühen, die einzelnen Stücke bzw. Funde zugleich in ihren richtigen chronologischen Zusammenhang zu bringen, sind wichtige Beiträge für eine kulturgeschichtliche Auswertung unserer prähistorischen Denkmale. Denn es kann heute bei der Edierung neu hinzutretenden Materials nicht mehr Aufgabe der Fundveröffentlichung sein, stets auch vollständige Statistiken derartiger Dinge zu bieten. Aus dem vorliegenden Bande wird also die zusammenfassende Bearbeitung des untersuchten Materials für lange Zeit hinaus bleibenden Wert haben.

Aber damit hat sich Sprockhoff nicht begnügt, sondern er wollte den Beitrag „zur Handelsgeschichte des germanischen Nordens“ zugleich um Untersuchungen über Ursprung, Entwicklung und Gesamtbreitung dieser Handelswaren bereichern. Er glaubte jedoch, daß als Unterlagen für die Beantwortung solcher Fragen mehr oder minder die Nachweise genügen würden, die verschiedene Sammelwerke bieten. Zur restlosen Beantwortung dieser Fragen, soweit sie im Augenblick überhaupt möglich ist, hätte er aber eine einigermaßen lückenlose Materialsammlung aus dem Süden, Südosten und Südwesten zu Grunde legen müssen. So sind ihm also wesentliche Funde und Stücke entgangen, die zur Beurteilung der Herkunft und Entwicklung der Typen ausschlaggebend gewesen wären. Unter Verwertung des fehlenden Materials wäre er zweifellos zu ganz anderen Ergebnissen gekommen.

Bei der Behandlung der Schilde vermisste ich eine deutlichere Heranziehung der Rundschilder der „Seevölker“ und neben der Vase aus Mykenae auch sonstiger Denkmale, die diese Waffenform für die zweite Hälfte des 2. Jahrtausends im östlichen Mittelmeergebiet bezeugen. Könnte da nicht die Form gerade durch die Turusa und Sardana aus dem kleinasiatischen Kreis dem Westen vermittelt worden sein, wenn auch vom italischen Festlande frühe Belege noch nicht recht greifbar sind? Hat man übrigens die Bronzeblechstücke einer Anzahl frühhallstädtischer Depotfunde schon einmal auf etwaige Zugehörigkeit zu Schilden durchgesehen? Eine Berücksichtigung der (bis auf wenige leicht ausscheidbare jüngere Einschlüsse) einheitlich frühhallstädtischen Funde aus der Fliegenhöhle bei St. Kanzian im Küstenlande hätte für die Helme, die Situlen (die Form schon frühhallstädtisch beginnend!) und die Becken mit Kreuzattaschen wesentlich Neues beisteuern können. Bei den Helmen fehlen auch die zwei Stücke aus einem Depotfunde von Schorsch (Sáros) und die Variante von Kisköszeg. Den Helm Lipperheide (der übrigens vielleicht doch identisch sein könnte mit dem nach Hannover gewanderten verschollenen zweiten Exemplar von Schorsch) verweist Szombathy, offenbar nach ausdrücklicher früher Angabe des seinerzeitigen Besitzers, nach Mantua (bei Lipp., Ant. Helme S. 128 fehlt eine Angabe, freilich nicht der einzige Mangel dieses Probedruckes). Bei den Tassen mußten unbedingt die Stücke des Frühvillanova-Depotfundes von Tolfa herangezogen werden, Metallarbeiten aus Sizilien und Este und vielleicht auch gewisse altitalische Tonformen hätten weitere Anregungen geben können. Wegen des Nebeneinanders verschiedener Formen von Bronzegeschirr durften auch die Depotfunde von Hajdusámson und Tétélen nicht übergangen werden. Zur Beurteilung der Fabrikationszentren der Situlen hätte für Mittelitalien das Vorkommen von noch mehr Exemplaren aus Vetulonia und dann auch das wichtige Stück aus Leontinoi erwähnt werden müssen, bei den gerippten Cisten hätte ein einziger Blick auf die Belege aus Picenum, von Cumae, aus Lecce wie aus Sizilien gelehrt, daß es in Italien für diese Form noch andere, südlichere Fabrikationszentren gegeben haben muß als bloß Bologna und das Veneterland. An Kesseln mit Kreuzattaschen liegen aus Pannonien noch mehr Stücke als angegeben vor, und zwar in gutem Hallstatt C-Zusammenhang, aus Krain Becken der jüngeren Reihe, vom Lechfeld (Unterach, Bez.-A. Aichach) ein Becken mit Kreuzbeschlägen und gedrehten Henkeln aus jüngerhallstädtischen Grabhügeln; aus Vetulonia notierte ich

mir noch ein zweites Exemplar, gleichfalls in einem Grabe des 7. Jahrhunderts (ein Becken in Syrakus dürfte jedoch aus Oberitalien stammen). Da die Reihe dieser Becken bereits in Hallstatt A beginnt, war für die älteren Stücke die Bezeichnung als „etruskische“ Arbeiten ohnehin abzulehnen; für die jüngeren gilt diese Ableitung auch nur zum Teil, denn offenbar haben auch nichtetruskische Toreuten in Italien solche Becken hergestellt.

Von der Überschätzung nordischer Erscheinungen ist Sprockhoff in der Arbeit doch nicht ganz losgekommen. So vermag ich beim besten Willen keinen unmittelbaren stilistischen Zusammenhang zwischen den nordischen Sternmustern (Mont. III, IV), die als solche sich aus älteren Sternmotiven anderer Gebiete ableiten können, und der Zierweise des Bronzeschildes von Lommelöv zu erkennen. Lommelöv hat lediglich aus Buckelreihen gebildete Dreieckfelder, deren Ausparungen einen Stern zeigen, durch dessen Strahlen jedoch die konzentrischen Rippen des Schildes ruhig durchlaufen. So etwas kann man nicht als „Stern“-Muster bezeichnen und vor allem nicht mit dem klaren Sternmotiv nordischer Bronzen in Zusammenhang bringen. Irgend ein Nachweis fehlt, daß der Norden damals neben seinen gußtechnischen Leistungen selbständig den Schilden technisch entsprechende Treibarbeiten ähnlichen Umfanges hergestellt hat. Die gehämmerten Bleche und die dürtigen herausgeschlagenen Buckel verschiedener kleinerer Bronzen beweisen gar nichts für etwaige Herstellung der großen Formen im Norden; und gerade aus dem Umstand, daß hier durchgängig Stücke im Guß gefertigt sind, für die Treiarbeit das Gebogene wäre, darf man das Gegenteil von dem herauslesen, was in dieser Frage angenommen wird. Auch bezüglich der Herkunft der getriebenen Goldgefäße usw. ist noch nicht das letzte Wort gesprochen. Im „Mäanderornament“ auf nordischen Bronzen Mont. V (übrigens vermisste ich bei Splieth 229 Mäander, ich sehe hier nur das übliche Wellenmotiv Mont. V) läßt sich meines Erachtens auch keine Stütze für nördliche Herkunft der Schilde finden. An das „Uhrpendelmotiv“ werden wieder zu weit gehende Folgerungen geknüpft. Bei der auf Taf. 20 d vorgelegten Probe handelt es sich um eine Reihe getriebener Buckel, zu denen vom Bodening radiale Rippen laufen; bei dem gegossenen nordischen Hängebecken Taf. 20 e hingegen wird man doch nur von einem Sternmotiv in seiner typisch nordischen Ausbildung sprechen dürfen, an dessen Spitzen konzentrische Kreise gesetzt sind. Die nordische Arbeit bietet also etwas Sekundäres, möglicherweise

in Anlehnung an eine fremde Arbeit verbindet sie ein bodenständiges Motiv mit den konzentrischen Kreisen zu einem der Vorlage ähnlichen Gebilde. Bei der Tonschale Taf. 20 c muß man einen Zusammenhang mit dem Uhrpendelmotiv glatt verneinen, ebenso bei der Zierscheibe von Mrowino. Bei den erheblich jüngeren Schalen von Klein-Leesau und Prag-Strešovice kann man ebensowenig vom „Uhrpendelmotiv“ in seiner gebundenen Form sprechen. Bei den böhmischen Stücken schließen sich an beide Enden der radialen Rippen Buckel an, die Rippen werden jedoch durch vier eingeschlagene Buckel oder Ringe auf vier Gruppen zu je 3 Strängen verteilt; unterhalb der Gefäßmündung erscheinen die Rippen wieder anders zusammengefaßt, hier bilden je zwei Rippen eine Gruppe für sich, wie die zwischen ihren Endbuckeln eingeschlagenen zwei Buckel ohne Rippenfortsatz andeuten. Ähnlich verhält es sich bei Klein-Leesau. Die Verzierung dieser jüngeren Schalen bekundet also gar keinen stilistischen Zusammenhang mit dem Uhrpendeldekore der älteren getriebenen Vase oder mit dem Sternmotiv mit aufgesetzten konzentrischen Kreisen der nordischen Bronze, von einer Ableitung der Muster aus dem Norden kann keine Rede sein. Mit dem Goldschatz von Angyalföld-Budapest ist hier nicht viel anzufangen. Er gehört in die Reihe der „kimmerischen“ Goldfunde; die eine Schale wiederholt altitalisches Formengut, das übrigens noch viel weiter östlich um die gleiche Zeit in den merkwürdigen Bronzefibeln des Kaukasus nachwirkt. Nicht recht verständlich ist es auch, daß z. B. klare Frühhallstattfunde wie Heidach, Henschowitz, Hajdu-Böszörmény und Krendorf, oder die ältere Gruppe der „Amphoren“ nach dem für diese südlichen Striche gar nicht maßgebenden Mont. V beurteilt werden sollen.

In Datierungsfragen wäre auch allerhand zu beanstanden — in manchen Fällen hat man freilich den Eindruck, daß es sich hierbei um unkorrigierte Notiz- oder Druckfehler handelt. Z. B. beginnen „Hörnchenhenkel“ doch schon weit vor Hallstatt C (noch vor Hallstatt A in Tolfa, das übrigens für Friedrichsruhe, Pektatel usw. bestimmend ist). Radanhänger lassen sich in Süddeutschland und Italien schon vor der eigentlichen Frühhallstattzeit nachweisen und werden keineswegs nur durch Mont. V datiert (ebenso der „schleifenförmig gewundene Draht“). Den Eimer von Rivoli (unmöglich ein geschlossener Grabfund, wie man sich bei Prüfung des Originalberichtes überzeugen kann) möchte ich wegen der nicht mehr so strengen Profilierung für etwas jünger als die Eimer unserer Funde nördlich der Alpen halten. Die Geschichte der Kessel

mit kreuzförmigen Attaschen ist schon vor einem Vierteljahrhundert in wenigen Worten umrissen worden; trotz der ausführlichen Besprechung ändert sich daran nichts. Damals ist auch für das Kännchen im Britischen Museum in knappen Worten alles Notwendige angedeutet worden. (Alt. u. h. Vorz. V 213). Bei Elhowitz handelt es sich um Grabhügelmaterial, das Altertümer u. h. Vorzeit V 213 klar nach Hallstatt C (aber nicht A) verwiesen wird. Milawetsch ist ebenso vor einem Vierteljahrhundert schon richtig datiert worden, ich vermisste jetzt die notwendige Angabe, daß ein Schwert der Stufe Bronzezeit D dazu gehört, Milawetsch wie Peckatel sind noch vor die frühe Hallstattzeit zu setzen. Seit ich vor rund 30 Jahren gefunden habe, daß der Kreis der älteren süddeutschen Hügelgräberbronzezeit einer bis dahin nicht erkannten längeren Lücke zwischen den typischen Erscheinungen Mont. I und Mont. II entspricht, scheidet für mich jede vollständige oder teilweise Gleichsetzung von Bronzezeit B mit Mont. II, weil irrig, völlig aus; ferner vertrete ich seit rund einem Jahrzehnt auch öffentlich die Ansicht, daß unsere jüngeren süddeutschen Bronzezeitstufen (C, D) ganz eng an Hallstatt A sich anlehnen und ebenso wie die gleichalterigen Gruppen Mont. II und III (Soph. Müller 3—4, 5—6) nur ganz kurzfristige Episoden darstellen, deren Beginn kaum vor 1200 v. Chr. hinaufreicht. Weiter habe ich schon früh ausgesprochen, daß die stilistisch sehr gesonderten Gruppen Mont. IV und V zeitlich eng und fast untrennbar als etwas Einheitliches zusammengehören, so daß unserm Hallstatt A eben ein Teil von Mont. IV + V gleichzusetzen ist, während das Ende von Mont. V noch in jüngere Zeiten reicht. Diese meine Auffassung, zu der ebenso wie zu einem späten Ansatz der nordischen Bronzezeit mit ihren selbständigen Arbeiten (also Mont. II, III) jetzt Sprockhoff auch gelangt, wurde vor Jahren schon von einer gewissen Seite eigens getadelt. Hingegen klafft zwischen Hallstatt A und C offensichtlich eine Lücke, beide Gruppen sind vollkommen voneinander getrennt; Hallstatt B, das mit den „Gündlinger“ Gefäßformen Hallstatt A überspringend, in manchem noch an Bronzezeit D anknüpft, entwickelt sich zunächst in der Schweiz und nördlich davon immer deutlicher als typologisch wie stilistisch selbständige Stufe. Wo wir die Grenze zwischen dem Bronze- und dem vorrömischen Eisenalter ansetzen wollen, ist eine nebensächliche Frage, wenn nur die Stufenteilung korrekt durchgeführt und nicht vergessen wird, daß das erste Eisen in Hallstatt A schon nördlich der Alpen erscheint. Ordöngös-Füzes gehört in die Frühhallstattzeit, die Hallstattbrillenfibeln, deren Typus sehr lange Lebensdauer

hat, beginnen ebenso schon frühhallstattisch, die Byčiskalafunde sind jedoch späthallstattisch.

Weiter bietet das Buch bei der Datierung italischer Funde und Verhältnisse und bei deren Gleichsetzung mit nordischen Dingen eine Anzahl störender Unstimmigkeiten, auf die hier nicht weiter eingegangen sei. Auch in der Schreibweise der Ortsnamen und in sonstigen Angaben (z. B. der Fund von Grünwald doch ein Brandgrab des Urnenfeldes; Donja Dolina doch an der Save; die Tomba del Duce gehört nach Vetulonia; Unterglauheim ein Depot-, nicht ein Grabfund u. a. m.) lassen sich Irrtümer, die leicht vermieden werden konnten, nachweisen. Hierzu sei noch bemerkt, daß Guschteritza Hammersdorf (Erzsébetfalva, bzw. Szent Erzsébet; der bekannte große Depotfund von 8 Zentnern Gewicht) und Alba Julia Karlsburg ist.

So ist also bei der Untersuchung über Ursprung, Herkunft und Lebensdauer der verschiedenen Formen nicht recht Endgültiges gefunden worden, für die Bearbeitung dieser Fragen hätte eben ein reicheres Material herangezogen werden müssen. Der Wert der Sammelarbeit Sprockhoffs hätte sicherlich keine Einbuße erlitten, wenn von diesen für den Zweck der Vereinigung eines möglichst vollständigen Materials nicht notwendigen Untersuchungen vorerst Abstand genommen worden wäre.

München.

P. Reinecke.

Nils Åberg, Bronzezeitliche und früheisenzeitliche Chronologie. Teil 2: Hallstattzeit. Stockholm 1931, Verlag der Akademie; 109 S., 225 Abb., Preis 20 schwedische Kronen.

Dem Italien gewidmeten Teil des dreibändigen Werkes über bronzezeitlich-früheisenzeitliche Chronologie folgt nunmehr als zweites Heft die Bearbeitung der Hallstattzeit. Der Verfasser behandelt hier hallstattische Funde aus der Zone nördlich der Alpen, aus dem Grabfeld von Hallstatt, vom Alpenrand in Ober- und Niederösterreich wie in Steiermark und aus der pannonischen Ebene, weiter aus Böhmen usw., aus Süddeutschland, der Schweiz und Nordostfrankreich, alles freilich recht cursatorisch, keineswegs unter Erschöpfung der Gesamtbestände und ihres Inhaltes an Einzelheiten, die auch mittelbar für Datierungszwecke herangezogen werden könnten. Die Grenzen des hallstattischen Kulturkreises und seiner Teilgebiete werden dabei nicht genauer festgelegt. Unter starker Vernachlässigung mittel- und norddeutscher Gebiete werden dann entsprechende Erscheinungen des „germanischen“ Nordens kurz erörtert, hierbei wird auch für Stufe VI

von Montelius' Teilung des „nordischen Bronzealters“ und nachfolgende Zeiten eine neue Umschreibung gegeben. Die Abbildungen des Heftes bieten fast restlos nur längst veröffentlichtes oder wenigstens längst in den Kreis solcher Betrachtungen gezogenes Material.

Åberg gliedert im Hallstattgebiet lediglich eine ältere und eine jüngere Gruppe. Die ältere entspricht inhaltlich größtenteils unserer Stufe Hallstatt C, die jüngere Hallstatt D und etwa Latène A. Die ältere setzt er der Arnoaldstufe von Bologna (Åb. schreibt „Italiens“), die jüngere der Certosastufe gleich. Das 8. Jahrhundert v. Chr. scheidet dabei gänzlich aus, die ältere Stufe soll erst erheblich nach 700 v. Chr. beginnen; das Ende der späthallstattischen Gruppe wird auf 400 v. Chr. gerückt, die Grenze zwischen den beiden Stufen soll etwa bei 500 v. Chr. liegen, ohne daß eine eingehende Begründung dafür versucht würde.

Wenn der Verfasser hier die süddeutsche Urnenfelderstufe und ihren unmittelbaren Nachfolger (Gündlingen) ausscheidet und diese Gruppen noch zur Bronzezeit rechnet, so bedeutet das an sich nichts. Denn es ist lediglich Ansichtssache, ob man die Bezeichnung Hallstatt so weit ausdehnen will oder von spätestbronzezeitlichen Erscheinungen spricht. Nur muß dabei die Stufenteilung richtig durchgeführt und zugleich beachtet werden, daß in diesen Zeiten bereits in Mitteleuropa das erste Eisen auftritt, daß weiter enge Beziehungen zur umbrisch-latinischen (und venetischen) Kultur der Jahrhunderte vor 700 v. Chr. bestehen und manche Dinge letzten Endes sogar in der Frühvillanovakultur (Genga, Timmari usw.) wurzeln. Für die vor Beginn unserer Stufe Hallstatt C liegenden Fundstücke aus dem Boden des Grabfeldes von Hallstatt (Schwerter vom Antennen- und Ronzanotypus, kleinere Bronzen, Tonsachen), die ich ursprünglich, gestützt auf die alten Fundangaben, als Anfänge des Grabfeldes deutete, glaube ich schon vor Jahren, wie ich auch öffentlich berichten konnte, eine andere Lösung gefunden zu haben (Reste einer älteren Siedelung oder möglicherweise auch zerstörter Gräber dieser Siedelung). Jedenfalls beginnen die Gräber aus Hallstatt (das Grabfeld ohne diese älteren Stücke) wie die von Frögg-Rosegg oder St. Lucia usw. um die gleiche Zeit.

Für die Chronologie der beiden anschließenden, von Åberg behandelten Hallstattgruppen (C, D) sind weniger die Erscheinungen Oberitaliens als die Mittel- wie Süditaliens maßgebend. Wir können in Bologna von „Benacci“ recht wohl als jüngere Gruppe eine Anzahl Elemente als „Arnoaldi“ ausscheiden, die Übergänge verweisen sich doch in vielen Fällen, wie regel-

mäßig bei Nekropolen, die sich nicht auf eine einzige Stufe beschränken, sondern über zwei oder mehr Stufen sich erstrecken, so daß öfters eine Zuweisung zur einen oder andern Gruppe schwer fällt. Wenn auch das Bild „Arnoaldi“ als deutliche Abwandlung des von „Benacci“ unter Hinzutreten neuer Einzelheiten sich zu erkennen gibt, so läßt sich nicht durchgängig die Grenze zwischen beiden haarscharf ziehen. Arnoaldi löst Benacci noch während des 8. Jahrhunderts ab, um sich fortzusetzen, bis es dann in die Certosazeit übergeht.

Aber das ist weniger von Belang als der Gegensatz, der zwischen dem reichsten Fossagrabe Mittelitaliens aus der Zeit vor dem Auftreten protokorinthischen Vasenimportes und seiner italischen Nachahmungen, nämlich der Tomba del Guerriero, und der älteren Gruppe der unmittelbar folgenden großen Kammergräber Etruriens und verwandter Gräber besteht, in denen zu den genannten Vasen sich u. a. auch Gefäßformen zeigen, wie sie auch sonst im Mittelmeergebiet in einigermaßen vergleichbarem Zusammenhang eine Rolle spielen. Entscheidend sind hier die Gründungsdaten der ersten griechischen Kolonien in Unteritalien und Sizilien. Das ist einer der wichtigsten Punkte für die Datierung bzw. Sonderung von Hallstatt C und D. Wenn nun in dem reichhaltigen Grabe aus Tarquinii zufällig Zierknöpfe des Pferdegeschirrs liegen, die ganz entsprechend in der süddeutschen Zone wiederkehren, und zwar regelmäßig in guten Funden der Stufe Hallstatt C, so soll das belanglos sein. Übrigens konnte ich ja auf weitere Stücke dieser Art aus Etrurien hinweisen. Mich befremdet das Fehlen derartiger Stücke in anderen gleichalterigen Gräbern Mittelitaliens nicht, denn wo haben wir sonst hier für die Stufe der Tomba del Guerriero in größerer Zahl entsprechend reiche oder noch reicher ausgestattete Gräber?

Ein weiteres Kriterium für diese chronologischen Fragen besitzen wir in dem Import aus den Grabfunden unserer Späthallstattstufe. So wie sich der Inhalt reicherer süddeutscher Hügelgräber aus Hallstatt C von dem aus Hallstatt D doch scharf absetzt, so verhält es sich auch mit dem Bronzebeschirr, das in beiden als Einfuhrgut gelten kann. In Grabfunden der Stufe der eisernen Hallstattschwerter fehlen die aus dem Süden eingeführten datierbaren Stücke, die für unser Späthallstatt bezeichnend sind. Haben auch von dem in Hallstatt C begegnenden eingeführten Geschirr verschiedene Formen (so die Situlen, gerippten Cisten u. a.) eine längere, über mehrere Stufen sich erstreckende Lebensdauer, wenn auch öfters unter Ausbildung variierender Typen,

so erscheinen andere Dinge des Importes älterer Zeiten nicht mehr in den Späthallstattgräbern neben den Arbeiten des griechisch-orientalisierenden und älterarchaischen Stiles. Der Greifenkopfkessel des 7. Jahrhunderts aus Nordostfrankreich gehört einer Hügelnekropole an, aus der ein zweiter großer Tumulus glänzendes Späthallstattmaterial bot; der den Kessel enthaltende Hügel selbst war offensichtlich schon ausgeplündert, die spärlichen Reste eines Wagens geben sich gleichfalls als späthallstattlich zu erkennen. Die Bronzeschüsseln mit geperltem Rande aus württembergisch-bayerischen Späthallstättügeln wird man ebenso noch in das 7. Jahrhundert setzen müssen, ebendahin gehören die so eng mit schönen Goldarbeiten des frühen 7. Jahrhunderts aus Vetulonia und Praeneste zusammengehenden Goldschmucksachen mit Filigran und Granulierung aus Jegenstorf und Ins (Anet). Die Vase von Grächwil und ebenso die Bronzekannen vom Vilsinger Typus können wir rund um 600 v. Chr. und etwas später ansetzen. Wie kann man dem gegenüber Åbergs späten Zeitansatz für unser Späthallstatt oder für unsere Stufe der eisernen Hallstattschwerter rechtfertigen? Warum bleiben denn in den Grabhügeln mit den genannten datierbaren Stücken regelmäßig eiserne Hallstattschwerter oder die zu diesen gehörenden Typen des Schmuckes, des Pferdegeschirrs, der Wagenreste und der Keramik aus, während neben ihnen gerade die typischen Späthallstattformen begegnen?

Etwas anders liegen, wie einmal angedeutet werden muß, die chronologischen Verhältnisse am Ostrande der Alpen. Hier setzt sich offensichtlich die Kultur der Stufe der eisernen Hallstattschwerter ohne zu starken Wandel noch in Späthallstattzeiten fort, wenn auch Späthallstatterscheinungen in unserem süddeutschen Sinne nicht ganz fehlen. Die Grenze zwischen diesen beiden Zeitgruppen haben wir hier wesentlich später als bei uns anzunehmen, östlichen und balkanischen Verhältnissen entsprechend. Nordwärts davon können wir jedoch unsere süddeutsche Teilung von Hallstatt C und D wieder gut durchführen, wie sich insbesondere auch bei der Keramik aufzeigen läßt (z. B. in Mähren Hallstatt C-Ware und dann andersgeartete Erscheinungen bei den Byčskála-Späthallstattfunden).

Åbergs Einwände vermögen ebensowenig irgendwie erheblich die Datierung unserer ersten der vier Stufen des Latène-stiles in der Zone nördlich der Alpen zu ändern, wenn auch eine neuere eingehende Analyse des Importes jener Zeit bei uns den Beginn dieser Stufe auf etwa 500 vor Chr. festlegt, während man ihn früher um die Mitte des 6. Jahrhunderts angenom-

men hatte. Wenn aber Åberg meint, daß die Schnabelkannen (usw.) zeitlich ganz gut mit dem Eimer von Waldalgesheim zusammengehen könnten, so darf man doch über diese Ansicht eines Nur-Prähistorikers in Dingen, zu deren Beurteilung etwas Wissen aus dem Gebiet der klassischen Archäologie gehört, einfach zur Tagesordnung übergehen. Übrigens sprechen gerade die Funde vom italischen Boden auch hier wieder gegen seine Ansicht. In Montefortino und anderen Nekropolen haben wir die Hinterlassenschaft keltischer Stämme aus den Zeiten nach dem Festsetzen in Italien und zwar im Charakter von Latène B; die Einzelheiten des altertümlichen Importes unserer Stufe Latène A fehlen hier, andererseits begegnen entsprechende Arbeiten in Italien in Certosazusammenhang und in gleichaltrigen Gräbern. Daß wir in der Zone nordwärts der Alpen auch zur Genüge keramische und andere Siedelungsniederschläge der ersten der vier Latènestufen kennen, die mit dem Einbruch der Kelten in den Boden gekommen sein müssen, sei hier nur nebenher erwähnt, ebenso, daß sich im Grabfeld von Hallstatt unsere Stufe Latène A ohne Latène B-Elemente wieder ganz gut gegen das reiche Späthallstatt absetzt. So bleibt auch hier nichts von dem Gebäude übrig, das sich Åberg mit wenig Mühe und Sachkenntnis glaubte zurechtbauen zu können.

Auch zu diesem Hefte ergeben sich für allerhand Einzelangaben noch Beanstandungen. Ich finde, daß Bronze- und Eisenhallstattschwerter erheblich nach Südfrankreich reichen und daß uns gerade Südfrankreich, wenn es einmal etwas mehr durchforscht ist, noch manche Überraschungen für unsere Hallstattkultur bringen wird. Den Depotfundcharakter von Magyar-Keresztes (S. 42) möchte ich bezweifeln (eher doch nicht erkannter Grabfund), St. Lucia (S. 42) soll natürlich wieder „istrisch“ sein. Sollten Abb. 77—78 nicht von Nagy-Somló (Somlyo, Schomlau) stammen, wenigstens finde ich die reichen Grabfunde unter dieser Ortsangabe. Zwischen den geknoteten Ringen und der Fibel aus der Tomba Benvenuti von Este (S. 43) sehe ich einen Unterschied. Die keltische Invasion hat in Oberitalien keineswegs alles überrannt, so wenig wie die germanischen Völkerwellen am Pontus. Gerade auch Bologna hat, wie wir lernen müssen, erhebliche Zeit den Kelten Widerstand geleistet; ich mußte anderwärts schon darauf hinweisen, daß Latène B-Elemente, die in den Marken sich gut ausprägen, in den keltischen Gräbern von Bologna und Marzabotto eigentlich fehlen.

Daß Åbergs Studie, wie ein anderer Berichterstatter unlängst meinte, in die allmählich etwas stickig gewordene Luft

der Chronologie einem frischen Zug hingebracht hat, kann ich nicht finden. Mir scheint gerade das Gegenteil der Fall zu sein.

Auch bei diesem zweiten Teil des Werkes müssen wir uns fragen, wem er in seiner Unzulänglichkeit eigentlich nützen kann. Wir leiden, wie unlängst schon von anderer Seite gerügt wurde, wirklich an einer Überproduktion höchst zweckloser teurer Bücher.

München.

P. R e i n e c k e.

Storia di Bologna. Vol. I. Pericle Ducati, I Tempi Antichi, Bologna, per decreto del Comune, 1928. 495 S., 187 Textabb. Preis: 50 ital. Lire.

Bologna bildet mit seinen reichen vor- und frühgeschichtlichen Grabfunden einen Markstein in der Geschichte der prähistorischen Forschung auch Mitteleuropas. Gerade von diesem umbrisch-etruskisch-boischen Vorort der Cispadana aus hat, als sich die Prähistorie auf wissenschaftlicher Unterlage zu entwickeln anfing, das Verständnis für die Hallstatt- und Latènezeit die stärksten Anregungen erfahren, waren doch die Verhältnisse der bologneser Nekropolen für die chronologische Beurteilung der Erscheinungen unserer vorrömischen Kulturen in erheblichem Grade mitbestimmend. In dieser drei Jahrtausende alten Siedelung beginnen die Gräber zu einer Zeit, in der sich in den Alpen wie nordwärts davon der Übergang vom Bronze- zum Eisenalter vollzieht; das wesentlich jüngere, so offensichtlich mit der etruskischen Kolonisation Oberitaliens zusammenhängende Grabfeld der Certosa geht dann der historischen Keltenwanderung um die Wende des 5. zum 4. Jahrhundert unmittelbar voraus, hingegen haben die anschließenden Zeiten keltischer Besitznahme des Platzes wieder andersgeartete Zeugnisse, und zwar greifbare Elemente der Latènekultur, hinterlassen. So boten diese klaren Bilder, die dank der Tätigkeit eines Gozzadini, Zannoni und Brizio gewonnen wurden, schon vor Jahrzehnten den Schlüssel für die Klärung der Entwicklung des vorrömischen Eisenalters auch bei uns.

In dem neuerdings von der Stadtgemeinde Bologna veranlaßten Werke, das zusammenfassend die Geschichte dieses uralten Kulturzentrums am Nordfuß der Apenninen unweit des Reno behandeln soll, hat P. Ducati die Darstellung für das Altertum übernommen. Dem Genannten sind seit vielen Jahren die Schätze des großen städtischen Museums in Bologna anvertraut, wir verdanken ihm auch eine gediegene Einführung in die Geschichte und Kulturgeschichte der Etrusker wie eine große zweibändige etruskische Kunst-

geschichte. Seit 1908 hat er über die Frühzeit der Stadt eine größere Zahl wertvoller und tief schürfender archäologisch-historischer Studien geschrieben, gewissermaßen als Vorarbeiten zu dem jetzt vorliegenden Bande, in dem nach den vorhandenen Urkunden, den Bodenzeugnissen wie den Angaben der Überlieferung aus dem Altertum, übersichtlich ein eingehender Abriss der Vergangenheit dieses bedeutsamen Punktes während des Altertums geboten wird.

Die Anfänge der vorgeschichtlichen Siedelung von Bologna hängen mit der Einwanderung italischer Umbrer zusammen. Die ältesten im Bereich der Stadt nachgewiesenen Gräber haben reinen Villanovacharakter. Noch ältere Bodenfunde, selbst solche auch nur aus der Schlußphase des Bronzealters, aus der Stufe der Peschierafibeln und der „Frühvillanova“-Urnenfriedhöfe (wie Genga, Timmari usw.), fehlen im Boden der inneren Stadt. Selbstverständlich sind ältere Zeugnisse seit dem Paläolithicum in der näheren und weiteren Umgebung Bolognas allerorten vertreten. Ducati führt eine Anzahl Belege dafür auch in Abbildung vor, u. a. aus dem Weichbild der Stadt vom Hange der Apenninenausläufer Siedelungsniederschläge im Terramarencharakter, die zu einem stattlichen vorgeschichtlichen Dorfe gehören. Seitdem aber in der Ebene an dieser Stelle, am Ausgangspunkt eines wichtigen Apenninenüberganges, bei der Landnahme umbrische Italiker Fuß faßten, ist der Platz dann bis auf den heutigen Tag ununterbrochen besiedelt geblieben. Damals befand sich im Osten der Stadt unweit des Savena (bezw. seines alten Laufes) eine zweite umbrische Siedelung, von der außerhalb der Porta S. Vitale zwei große Friedhöfe mit 793 und 318 Gräbern (fast restlos mit Urnen mit Leichenbrand) aufgedeckt worden sind, über die wir aus dem Bande in Ergänzung älterer Angaben jetzt Genaueres erfahren. Soweit bisher zu beurteilen, hat diese zweite Siedelung jedoch die Arnoaldistufe nicht mehr erlebt.

Nach den zahlreichen Hüttenstellenresten im Untergrund der Stadt, deren Nachweis insbesondere Zannoni verdankt wird, hatte das umbrische Bologna mit seiner ansehnlichen Ausdehnung (von viel mehr als 1 km Durchmesser) mehr Stadt- als bloß Dorfcharakter. Sicherlich war die umbrische Siedelung von Anfang an auch befestigt, wengleich im Boden der mittelalterlichen Stadt Reste eines prähistorischen Ringwalles noch nicht bekannt geworden sind. Westwärts davon lag das große Gräberfeld, das mit seinen Typen Benacci I, II und Arnoaldi etwa vom 10. bis zum 6. Jahrhundert reicht. Noch vor der Entfaltung des Arnoaldistiles, der ja

viele Elemente schon aus Etrurien usw. übernommen hat, hat ein Ereignis von einer gewissen historischen Tragweite das umbrische Oppidum betroffen, wie aus dem bekannten Schatzfund von San Francesco in Bologna und aus dem Abbrechen der altumbrischen Siedlung neben dem Savena gefolgert werden kann. Bei dem verschieden gedeuteten Schatzfund von San Francesco (14838 Bronzen und 3 Eisengegenstände, vorwiegend Frühhallstatttypen, aber auch Jüngerer, Gesamtgewicht 1418 kg, in einem Tonfaß) neigt Ducati der Ansicht zu, daß es sich um eine Anhäufung von Votivgaben handelt. Da wir jedoch aus diesen frühen Zeiten für Oberitalien noch so gut wie nichts über Heiligtümer und Weihgeschenke aus Metall, Ton usw. aus solchen wissen, wird man diese Deutung des großen Bronzedeptofundes vorerst zurückstellen müssen. Der Fund läßt sich ebensogut zwanglos als ein seit Begründung des Oppidums angehäufter reicher Familienbesitz ansprechen, der bei der erwähnten Katastrophe versteckt und danach nicht mehr dem Boden entnommen wurde.

Die noch im 6. Jahrhundert einsetzende Etruskisierung des umbrischen Oppidums war offenbar eine friedliche Durchdringung des älteren Bevölkerungselementes, ohne daß eine Zerstörung der Siedlung vorhergegangen war. Der Zeitpunkt der etruskischen Kolonisation Oberitaliens wird umschrieben durch die Anfänge der rein etruskischen Gründung von Marzabotto im oberen Renotal, die ihrerseits wieder etwas jünger ist als das Festsetzen der Etrusker im Arnogebiet. Die Kolonisationsstätigkeit der Etrusker in Oberitalien, auf umbrischem Boden wie am Rande wohl ligurischen Gebietes, überblicken wir heute archäologisch wie historisch etwas schärfer. Zu Bologna (mit seinem zweifellos erst etruskischen Namen Felsina) und Marzabotto (Misa?) waren weitere etruskische Städte in der Cispadana nach der Namensform: Caesena, Ariminum, Ravenna, Mutina, Parma und Placentia, dann Spina, mit dem die reichen Grabfunde vom Valle Trebba westlich Comacchio zusammenhängen müssen, und nördlich der Polinie weiter Atria an der Grenze des venetischen Gebietes, Mantua, das noch nach dem Kelteneinbruch seinen etruskischen Charakter bewahrt hat, und Melpum (heute Melzo), das beim Kelteneinfall im Jahre 396 zerstört wurde. Als etruskische Provinzialstadt hat Felsina dann sich kräftig weiterentwickelt, wozu seine günstige Lage am Endpunkt eines bequemen Apenninenüberganges aus Etrurien erheblich beitragen mußte. Den reichen Aufschwung und den Wohlstand der Stadt unter etruskischer Vorherrschaft bekunden vor allem die schönen Grabausstattungen von der Certosa wie von an-

deren Punkten des Stadtgebietes mit den vielen eigenartigen skulptierten und gelegentlich auch beschrifteten Stelen und den vielen attischen Vasen seit dem Ausgang des schwarzfigurigen Stiles. Zweifellos geht das Aufblühen Felsinas auf die weitreichenden Handelsbeziehungen des so glücklich gewählten Platzes zurück, vielleicht hat auch der Vertrieb des damals in Populonia in größtem Umfange verhütteten Eisens eine nicht unwesentliche Rolle im Handelsverkehr der Stadt mit dem Norden gespielt. Aus älteren Anfängen noch aus umbrischer Zeit heraus ist im etruskischen Bologna auch die Verarbeitung anderer Metalle, vor allem der Bronze, von Bedeutung gewesen. Wie Ducati gezeigt hat, müssen beispielsweise auch die figuralen Bronzesitulen (Certosa, Arnoaldi) aus den Gräbern der Stadt und sicherlich noch andere verwandte Arbeiten aus Nachbargebieten Erzeugnisse provinzialetruskischer Toreutik Felsinas sein.

Der große Kelteneinbruch am Ausgang des 5. Jahrhunderts hat, was Ducati in verschiedenen Arbeiten schon früher dargelegt hat, Felsina nicht unmittelbar zerstört und seine Bewohner vernichtet, wie es mit Melpum geschah. Vielmehr hat die offenbar mauergeschützte Stadt trotz des Keltenturmes ihren etruskischen Charakter zunächst weiterbehalten. Ein Teil der Gräber der etruskischen „Certosa“-Periode ist nach den griechischen Vasen (bis etwa 360) und sonstigen Anzeichen noch erheblich jünger als das Jahr 400; auf der späten Grabstele des Vete Cathle wie auf anderen bologneser Grabsteinen kämpft sogar ein wohlgerüsteter Etrusker mit einem nackten Kelten. Zunächst hat sich also Felsina noch der Kelten erwehrt und das auch auf seinen hinterlassenen Denkmälern zum Ausdruck gebracht, wie wir es ähnlich Jahrhunderte danach bei den Griechenstädten an der südrussischen Küste sehen. Dann aber ist nicht zu früh während des 4. Jahrhunderts doch der Augenblick gekommen, daß, anders als bei verschiedenen anderen Plätzen der circumpadanischen Dodekapolis, die Stadt die Barbaren in ihre Mauern aufnehmen mußte. Aus Felsina wurde das boische Bononia.

Aus diesen Verhältnissen ersieht man, wie sich Elemente der Certosakultur ohne weiteres noch über die Wende des 5. Jahrhunderts und den Beginn von Tischlers Frühlatènezeit fortsetzen konnten. Man hat ja längst diese Erscheinung bei den Venetern und ihren stammesverwandten Nachbarn wie im ganzen Nordwesten der Balkanhalbinsel in aller Deutlichkeit beachtet, wurde doch hier vielfach noch bis zur Romanisierung am „hallstättischen“ Formengut festgehalten, wenn auch ein-

zelne Bestandteile des Latènestiles Aufnahme und Verwertung fanden.

Der Gegensatz zwischen dem etruskischen Provinzialgebiet der Circumpadana und der aus den Gräberfeldern ersichtlichen keltischen Schicht Oberitaliens verhält sich in den archäologischen Bodenzeugnissen ähnlich wie bei uns der Abstand zwischen der provinzialrömischen Kultur an der älteren und späteren Reichsgrenze und der nachfolgenden Rundgruppe aus der germanischen Landnahme des frühesten Mittelalters. Zeigen auch einzelne keltische Nekropolen Ober- und vor allem Ostitaliens einen erstaunlichen Reichtum in den Beigaben, unter denen es nicht an Mengen importierten Metall- wie Tongeschirrs aus benachbarten Kulturzentren fehlt (die Schnabelkanne von Settefonti, Ducati Abb. 147, gehört jedoch noch in die Certosazeit), so hat doch die Hauptmasse der Grabfelder nur mehr eine bescheidene und einförmige Ausstattung, wie wir sie damals auch nördlich der Alpen kennen, Verhältnisse, welche dann ähnlich viel später im Aussehen unserer fränkischen, schwäbischen, bajuwarischen Reihengräber usw. wiederkehren. Die in Bologna (und ebenso die in Marzabotto) gehobenen keltischen Grabfunde bieten bis auf wenige Ausnahmen (etwas etruskisches Metallgeschirr, Helme) eine recht einfache Ausstattung und zwar beachtenswerterweise nicht einmal eine solche von bezeichnendem Charakter unserer zweiten Latènestufe (Tischlers Frühlatène), sondern mehr nur die von Tischlers Mittellatène. Unter den Beigaben der keltischen Gräber Bolognas seien die in den entsprechenden oberitalischen Nekropolen nicht fehlenden Glasarmbänder erwähnt; zu den von Ducati aus der Nekropole vom Valle Trebba (Spina) wie aus Mittelitalien von Grosseto und Norcia (seitlich Spoleto) angeführten Gegenständen müssen jedoch noch die beiden breiten Glasarmringe aus einem hellenistischen Grabe in Bettona unweit Perugia (Not. d. Scavi 1916, S. 14) genannt werden. Dies mittelitalische Vorkommen lehrt, daß auch die aus Gallien wie bei uns und aus dem Osten bekannten jüngerlatènezeitlichen Glasarmbänder auf italische Glasfabriken hellenistischer Zeit zurückgehen müssen. Da Tischlers Frühlatène im italischen Keltengebiet durchaus nicht fehlt und insbesondere im *ager gallicus* glänzende Vertreter hinterlassen hat (z. B. Montefortino bei Arcevia seitlich von Senigallia; die köstlichen, in Florenz erworbenen, unedierten Zierbleche im Museum für Völkerkunde zu Berlin gehören gleichfalls in diese Reihe), darf man auch aus den bologneser Latènegräbern folgern, daß das etruskische Felsina dem Druck der Boier erst erlag, als die Blütezeit dieser Frühlatènekultur

schon im Abflauen war. Welchen Umfang das boische Bononia gegenüber der älteren umbrisch-etruskischen Stadt hatte und ob es mit neuen Befestigungsanlagen bewehrt wurde, entzieht sich noch unserer Kenntnis. Für das spätere Oppidum Bononia jüngerrepublikanischer Zeit nimmt man im Innern Bolognas nur ein Geviert von etwa 700 m Seitenlänge an.

Nach dem Festsetzen der Boier in der Stadt war die Keltisierung Bononias aber keineswegs durchgreifend. Das umbro-etruskische Bevölkerungselement erhielt sich in den nachfolgenden Zeiten in einiger Dichte noch deutlich nachweisbar, wie die Namen etruskischen und umbrischen Stammes auf lateinischen Inschriften aus dem Bereich der Stadt eindringlich lehren. Könnte auch ein Teil dieser Namen auf spätere Kolonisten zurückgehen, die aus Mittelitalien eingewandert sind, so gehört ein anderer Teil sicherlich noch der vorkeltischen Bevölkerungsschicht der Stadt an.

Nach langwierigen und wechselvollen Kämpfen Roms mit den italischen Kelten und darunter auch mit den Boiern wurde 191 v. Chr. ein entscheidender Sieg über diesen Stamm errungen. Bononia erhielt, nachdem Rom an anderen Punkten Oberitaliens schon Fuß gefaßt hatte, 189 v. Chr. eine latinische Kolonie; der *ager boicus* wurde an die Kolonisten verteilt. Leider können wir die anschließenden jüngerrepublikanischen Zeiten der Stadt archäologisch aus Bodenzeugnissen, aus Gräber- wie Siedlungsfunden, noch nicht recht erfassen, ähnlich verhält es sich ja bei Aquileia und bei anderen Punkten Oberitaliens. Für die Bewertung der Entwicklung unserer Spätlatènekultur sollten wir freilich solche Materialien und namentlich Kleinfunde in größerer Menge haben. Ein wichtiges Denkmal dieser Zeiten aus Bononia ist jedoch der bekannte Kalksteinkopf, der einen jugendlichen Mann mit Halsring darstellt und aller Voraussicht zu einem gallischen Götterbild gehört. Ducati setzt das Denkmal noch in die boische Zeit, tatsächlich kann er aber, wie auch von anderer Seite geurteilt wird, erst nach der Einrichtung der Kolonie entstanden sein. Weiter stammen aus dieser Zeit noch bemalte architektonische Terrakotten von Typen, die in Latium und in Falerii, in Campanien und an der Grenze von Ligurien begegnen, aber in Etrurien zwischen Tiber und Arno fehlen.

In großem Reichtum erscheinen dann die Bodenzeugnisse Bononias wieder für die Kaiserzeit, und zwar schon seit Augustus. Ducati gibt in Kürze die Nachweise für die wesentlichsten Baudenkmale wie auch für die Gräberfelder der Stadt. Die Kleinfunde streift er nur flüchtig. Beachtung verdient u. a. der kleine Schatz von Silbergefäßen von San Donnino vor den

Toren der Stadt. Der uns aus seinem Xantener Grabstein so wohlbekannte Sohn Bononias, Marcus Caelius, ist in der Darstellung nicht vergessen. Auf die Verhältnisse der Stadt zur späten Kaiserzeit und für die Folge im Übergang zum frühen Mittelalter, über die wir nördlich der Alpen gern Genaueres erfahren hätten, geht Ducati nicht weiter ein.

Mit seinem reichen Bilderschmuck darf der schöne Band als eine ausgezeichnete Arbeit aus der Feder eines archäologisch-prähistorisch wie historisch gleich geschulten Forschers gelten. Als Einziges vermissen wir in dem Bande eine Planbeigabe, die in guter Übersicht alle Fundplätze auf dem Boden der Stadt wie die zugehörigen Nekropolen auf einem Blatt vorführt. Jeder Benützer, auch der, der sich viele topographische Einzelheiten nach den verschiedenen Planskizzen des Buches und dem Stadtplan bei Baedeker oder in anderen Fremdenführern klar machen kann, wäre sicherlich dankbar für eine solche kartographische Zusammenfassung gewesen. Als vorbildliche Studie ist jedoch das Werk für jeden, dem als wesentlichste Aufgabe unserer vor- und frühgeschichtlichen Bodenforschung die Erhellung der Geschichte der betreffenden Plätze oder Landschaften erscheint, auf alle Fälle lesenswert.

München.

P. Reinecke.

Fritz Schachermeyr, Etruskische Frühgeschichte. Berlin und Leipzig 1929, Walter de Gruyter & Co. XVII, 317 S., 6 Skizzenblätter. Preis: RM 22.

Auf breitester Grundlage und in eingehendster Darstellung behandelt der Verfasser das vielumstrittene Problem der Herkunft der Etrusker, das er, wie man sich auch zu einer Reihe von Einzelpunkten stellen mag, mit guten Gründen wohl endgültig im Sinne einer Einwanderung dieses rätselhaften Volkes aus Kleinasien gelöst hat. In gründlicher Arbeit hat Schachermeyr hierbei die verschiedenartigsten Quellenmaterialien verwertet, die gleichzeitigen literarischen Nachrichten der orientalischen Völker, die nachträgliche literarische Fixierung der auf vager Überlieferung beruhenden Nachrichten der Griechen und Römer zur ältesten Geschichte, Rückschlüsse aus Ereignissen historischer Zeit des griechisch-römischen Altertums wie aus weltgeschichtlichen Analogien und aus religionsgeschichtlichen Begebenheiten, weiter die Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung insbesondere auf dem Gebiete der ägäischen Sprachen und vor allem auch das vor- und frühgeschichtliche archäologische Material, die Bodenfunde und Bodendenkmale der in Frage kommenden Länder des östlichen Mittelmeerbeckens und Italiens.

Danach waren die einwandfrei nicht-ägisches Etrusker ein „ägäisches“ Volk mit einer Sprache jener Völkerfamilie, die vor Einwanderung der Indogermanen in Griechenland, in Kleinasien und auch in Teilen der Balkanhalbinsel ansässig war. In der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends lagen die Sitze der Etrusker im westlichen Kleinasien, im Bereich von Mysien oder im nordwestlichen Lydien; ihre Hauptstadt, nach der sich Land und Volk benannte, war hier ein Ort Tyrra in Lydien (wohl die attische Form für Tyrssa), der am oder nahe dem Meere entweder beim Golf von Smyrna oder nördlich der äolischen Griechenstädte zu suchen ist. Diese kleinasiatischen Etrusker wohnten fernab vom hettitischen Machtzentrum, aber sie waren, anders als das nicht weit abgelegene Troja, auch nicht Angriffen der Achäer ausgesetzt; sie betrieben Schiffahrt und dienten auch als Söldner in fernen Ländern, so wie sie uns auf den ägyptischen Denkmälern am Ende des 14. und während des 13. Jahrhunderts begegnen. Die um 1200 v. Chr. einsetzende ägäische Wanderung vornehmlich thrakisch-phrygischer Völker hat in der engeren Ägäis wie in Kleinasien und Syrien das seither Bestehende fast völlig vernichtet; auch die Etruskerheimat wurde von dieser indogermanischen Völkerwelle überflutet und schwer geschädigt. Bald nahmen aber die Etrusker ihre Schiffahrtsunternehmungen wieder auf und gelangten so bis nach Italien. Um das Jahr 1000 gründeten sie im Lande der umbrischen Italiker Kolonien in einzelnen schon bestehenden italischen Küstensiedelungen, ein Vorgang, der der späteren kolonisatorischen Tätigkeit der Phöniker und Griechen völlig entspricht. Die ersten etruskischen Städte waren hier Populonia im Norden und Tarquinii im Süden, dazu wohl auch Caere. Von dem Stützpunkt Tarquinii aus drangen die Etrusker ins Innere damals nur bis an den Bolsenasee vor. An dem nachfolgenden neuen starken wirtschaftlichen Aufschwung in den östlichen Mittelmeerländern hatten auch die kleinasiatischen Etrusker Anteil; sie müssen in jenen Zeiten neben den Phönikern als Seefahrer eine bedeutende Rolle gespielt haben. Sie setzten sich nun an einer Reihe von Punkten der Ägäis fest, so auf Lemnos und Lesbos, in Karien und wohl auch anderwärts, die Beziehungen zu den Kolonien in Italien wurden wieder aufgenommen, schließlich wanderte um das Jahr 800 ein großer Teil des Volkes über See nach Etrurien aus. Diese zweite Einwanderungswelle hat dann die ganze Küste in etruskischen Besitz gebracht, Vetulonia wurde besetzt, bald folgten andere Städte und Gebiete Etruriens. Trotzdem seit der

Mitte des 8. Jahrhunderts durch die rüh-
rige griechische Kolonisation in Italien die
Verbindung zwischen Kleinasien und
Etrurien stark behindert wurde, müssen
zwischen beiden Ländern zunächst noch
enge Beziehungen bestanden haben; viel-
leicht sind auch noch etwas später ein-
zelne Gruppen kleinasiatischer Etrusker,
die in ihren alten Sitzen immer mehr von
dem erstarkenden Griechentum eingengt
und besonders in der Seefahrt behindert
wurden, aus der älteren Heimat in das ita-
lische Kolonisationsgebiet übersiedelt. Die
kimmerische Völkerwanderung, die im
7. Jahrhundert Kleinasien wieder ver-
heerte, scheint dem kleinasiatischen Etrus-
kerstaate ein Ende bereitet zu haben;
Tyrsa wurde wohl gleich Ephesos, Sardes
usw. zerstört, aber im Gegensatz zu die-
sen nicht mehr aufgebaut. In Italien hin-
gegen entfaltete sich der etruskische
Staatenbund zu ansehnlicher Macht; erst
lag das wirtschaftliche Schwergewicht
mehr in überseeischen Unternehmungen,
später stellten sich die Etrusker mehr auf
den Landhandel und auf Expansion zu
Lande nach Latium, Kampanien und nach
der Poebene um.

Soviel in Kürze über die Darlegungen
des Verfassers zur Frühgeschichte der
Etrusker. Nach den tief schürfenden Erör-
terungen Schachermeyrs bleibt für die
Annahme, daß die Etrusker ein in Italien
oder in unmittelbar angrenzenden Gebie-
ten ursprünglich schon heimisches euro-
päisches Volk gewesen, keine Möglichkeit
mehr bestehen. Eine über See sich betä-
tigende Kolonisation und im Anschluß
daran politische Machtentfaltung im Hin-
terlande der neuen Sitze sowie Durch-
dringung des hier vorgefundenen anders-
gearteten Volkstumes durch das neue Be-
völkerungselement findet sich gerade in
der alten Geschichte mehrfach bezeugt, so
bei Karthago und bei den Griechen in Si-
zilien und Großgriechenland wie an der
kleinasiatischen Küste. Zudem schließt die
ausgedehnte einheitliche Verbreitung der
Villanovaerscheinungen auf italischem Bo-
den und vor allem der ober- und mittel-
italischen Brandgräber dieses Kreises
doch jeden Gedanken aus, daß hier neben
indogermanischen Italikern von Anfang an
auch nichtindogermanische Etrusker ge-
sondert und selbständig beteiligt sein
konnten, wenn es auch schwer verständ-
lich blieb, wie und wann vor dem mit dem
7. Jahrhundert einwandfrei bezeugten Vor-
handensein der Etrusker das fremde Ele-
ment eingewandert und sich durchgesetzt
hat.

In dieser glänzend geschriebenen wert-
vollen „Frühgeschichte der Etrusker“ ist
meines Erachtens der schwächste Punkt
der Beweisführung der, der an der Hand
der Grabdenkmale aus Etrurien die Ein-
wanderung selbst aufzeigen will. Daß

Schachermeyr von der vorvillanovazeit-
lichen Archäologie des italischen Fest-
landes, v. Duhn folgend, nur unklare An-
schauungen hat, kann man ihm nicht ver-
argen. Denn wer hat früher mit dem
Bronzealter in Italien, alle die Funde sam-
melnd und chronologisch durcharbeitend,
sich ernstlich befaßt, ohne von den alther-
gebrachten Ansichten über Terramaren
und ihre Nekropolen und Einwohner aus-
zugehen? Dieser Mangel berührt jedoch
Schachermeyrs Beweisführung nicht un-
mittelbar. Aber auf die Gräber wie ihre
Formen und ihren Ritus allein, soweit wir
sie bis zum Augenblick übersehen, durfte
Schachermeyr sich nicht zu sehr stützen.
Denn unsere Kenntnis dieser Dinge aus
Etrurien ist doch wie überall noch zu lük-
kenhaft, wir verdanken den derzeitigen
Denkmälerbestand mehr nur dem Zufall
und können seine Erscheinungen nicht
ohne weiteres statistisch auswerten. Hier
müßte das Material durch systematische,
umfassende Grabungen erst noch erheb-
lich vervollständigt werden.

Der ausgrabungserfahrene Prähistoriker
wird in manchen Einzelheiten auch an-
derer Meinung sein als Schachermeyr, z.
B. möchte man bezüglich der Zahnkronen
von Vetulonia bei dem von ihm vertei-
digten Ritus fast restloser Verbrennung
der Leichen und eigener Aufbewahrung
der Zahnkronen doch erst noch eine fort-
gesetzte Bestätigung durch neue Funde ab-
warten. Auch anderwärts haben wir unge-
fähr gleichzeitig wie auch zu anderen
Zeiten ein Nebeneinander von Leichenver-
brennung und Körperbestattung; so be-
gegnet nördlich der Alpen dem Anfang der
Villanovaperiode entsprechend regional zu
Urnengräbern auch unverbrannte Bestat-
tungen in Flachgräbern, wie auch verein-
zelt gleichalterige Gräber in Hügel- und
zudem steinbegrenzte Gräber in Körper-
länge, aber mit Leichenbrand, ohne daß
wir hier eine restlos befriedigende Erklä-
rung hätten.

An den Hauptpunkten etruskischer
Niederlassung sollten aber für jene Früh-
zeit dazu auch die Verhältnisse der
zugehörigen Siedelungen genauer erforscht
sein; die glänzenden Gräberfunde aus Ita-
lien können uns doch nicht darüber hin-
wegtäuschen, daß wir von den zugehörigen
vor- und frühgeschichtlichen Siedelungen
und ihren chronologisch und völkerges-
chichtlich auszuwertenden Einzelheiten
vorerst recht wenig wissen. Es kann wei-
ter befremden, daß mit einziger Ausnahme
von Populonia und vielleicht auch von
Tarquinii alle übrigen etruskischen Städte
nur noch im Hinterlande liegen und nicht
zum großen Teile an der Küste, so wie bis
auf wenige Ausnahmen die phönikischen
und griechischen Kolonien der Frühzeit.
Auch der Umstand, daß in den von

Schachermeyr für die ersten Etrusker wie für die nächste Folgezeit beanspruchten Gräbern in Corneto, Cervetri und Populonia nur eine rein altitalische Ausstattung an Waffen, Gerät, Schmuck und Geschirr liegt, gibt sehr zu denken. Denn mit der Annahme von fortgesetzten freundschaftlichen Beziehungen der Etrusker zu den vorgefundenen Italiern allein wird man sich hier kaum abfinden können. In den Gräbern wie im Siedelungsmaterial sehen die Anfänge griechischer Kolonien in Unteritalien wie Sizilien — zu dem aus der Literatur Ersichtlichen verweise ich hier auch noch auf die reichen Gräberfunde aus Tarent — doch ganz anders aus als die Zeugnisse der Kultur der gleichzeitigen oder unmittelbar vorhergehenden einheimischen Bevölkerung; für die entsprechenden Erscheinungen des phönikischen Kulturkreises gilt das Gleiche. In allen diesen Fällen bekundet sich hier ein Gegensatz, aber keine Übereinstimmung im Ausstattungsgut der Gräber. Und noch wieder anders gibt sich die Landnahme Sardinien durch die ägäischen Schirdani-Sardana, die etwa zur gleichen Zeit wie die erste etruskische Einwanderungswelle ihre kleinasiatische Heimat verlassen haben dürften (nach Schachermeyr sind die Sardana freilich schon ursprünglich auf Sardinien beheimatet). Dann möchte ich noch zu verschiedenen Zeitansätzen Schachermeyrs betonen, daß wir für die Zeiträume zwischen der jüngermykenischen und der spätgeometrischen Kultur des griechischen Kreises wie der entsprechenden Funde Italiens (und Mitteleuropas) doch nur mit Schätzungen arbeiten können, und daß hier gerade das mitteleuropäische Material mit seinen Siedlungs-, Gräber- wie Depotfundbeständen wegen der Daten 1200 und 1000 v. Chr. uns noch erheblich im Dunkeln irren läßt.

Gleichwohl bietet das Buch, das wegen der Benützung des gesamten einschlägigen Materials allein schon rein methodisch namentlich auch für die heimische Vor- und Frühgeschichtsforschung so wertvoll und vorbildlich sein kann, eine ausgezeichnete Übersicht und Einführung in die Etruskerfrage, mit der sich seither die Vertreter der verschiedenen Disziplinen, Althistoriker, Sprachwissenschaftler, Archäologen wie Prähistoriker, mehr nur auf ihrem eigenen Gebiet beschäftigt haben. Nach meiner Ansicht hat Schachermeyrs Frühgeschichte der Etrusker ein altes paläoethnologisches Problem bezüglich der Einwanderung über See geklärt, wenn auch die Fundbestände aus Etrurien selbst die Einzelheiten noch nicht so durchsichtig erkennen lassen.

München.

P. Reinecke.

Birger Nerman, Die Verbindungen zwischen Skandinavien und dem Ostbaltikum in der jüngeren Eisenzeit. (Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademiens Handlingar, Del 40/1.) Stockholm 1929, Akademiens Förlag. 185 S., 195 Abb. Preis: 5 schwed. Kronen.

Der Verfasser hat das Material für die Arbeit im wesentlichen 1923/25 zusammengebracht, doch auch spätere Veröffentlichungen eingearbeitet und in den Nachträgen sogar einzelne Funde bis 1929 berücksichtigt. Unter Ostbaltikum faßt er das heutige Estland und Lettland zusammen. Die behandelte Zeit teilt er in zwei Hauptabschnitte, 400—800 n. Chr. (Völkerwanderungszeit) und 800—1060 n. Chr. (Wikingerzeit). Für jeden Abschnitt werden literarische und archäologische Quellen getrennt behandelt.

In der älteren Periode glaubt der Verfasser eine etwa um 475 erfolgte Auswanderung aus Gotland nach dem Ostbaltikum festzustellen, für die er indessen nur ganz spärliche archäologische Zeugnisse anzuführen vermag (S. 23—33, vgl. S. 181f.); namentlich handelt es sich nur um Einzelfunde, nicht etwa um geschlossene Friedhöfe, die in Inventar und Grabgebrauch sich an die gotländischen eng anlehnen würden. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Nerman zu sehr von dem Gedanken geleitet war, für die von ihm hoch bewertete Nachricht der Gutasaga von einer Auswanderung aus Gotland nach dem Ostbaltikum den archäologischen Beweis zu erbringen und zugleich die von ihm angenommene Störung in der gotländischen Besiedlung um 475 damit in Verbindung zu setzen. Letztere Vermutung soll hier nicht weiter erörtert werden; aber auch wenn sie zutrifft, so genügen die wenigen gleichzeitigen Zeugnisse für Beziehungen zwischen Gotland und dem Ostbaltikum nicht für den Beweis einer Abwanderung nach letzterem Gebiet. Um so weniger als Nerman gerade in dieser Arbeit (S. 157 ff.) in überzeugender Weise darlegt, daß auch viel bedeutendere Mengen von übertragenem Kulturgut nicht für den Nachweis von Zuwanderung ausreichen: nämlich für die ostbaltische Wikingerzeit, in der vor allem eine Fülle von Waffen aus Schweden eingeführt wurde. (Eingeschaltet sei, daß für einzelne Typen einheimische Herstellung nach schwedischem Vorbild — was N. in Betracht zieht — durchaus möglich erscheint.) N. deutet die Masse dieser Funde als Zeichen lebhaften gotländischen Handels, und gibt damit eine grundsätzlich wichtige Erklärung für Beziehungen, die nur allzu gern als Anzeichen von Wanderungen aufgefaßt zu werden pflegen. Es liegt viel näher, auch für die ältere Periode die gotländisch-ostbaltischen Fundbezie-

hungen auf ähnliche Weise zu erklären, und die oben erwähnte, nicht überzeugende Deutung aufzugeben. Beachtung und weitere Verfolgung verdient der Gedanke, die Zunahme des schwedischen Ostseehandels um 1000 mit der Störung der Beziehungen zu den Arabern in Zusammenhang zu setzen (S. 162 f.). Sehr begrüßenswert ist die offene Feststellung (S. 164 f.), daß für die Wikingerzeit die literarischen und archäologischen Quellen sich keineswegs ergänzen, daß vielmehr die einen nur die kriegerischen Ereignisse im Auge haben, die anderen in der Hauptsache als Niederschlag friedlichen Handels anzusehen sind. Dies die methodisch wichtigsten Ergebnisse der Arbeit, die an diesem Orte allein berücksichtigt werden können, während auf die einzelnen Funde und ihre schwedischen Gegenstücke (einschließlich ostbaltischen Exports) hier nicht eingegangen werden kann*). Das willkommene reiche Bildermaterial, für das leider nicht immer gute Vorlagen zur Verfügung standen, hätte durch Zusammenstellung zu eigenen Abbildungsseiten wohl an Anschaulichkeit gewonnen.

Frankfurt a. Main.

H. Zeiß.

C. Leonard Woolley, Vor fünftausend Jahren. Die Ausgrabungen von Ur und die Geschichte der Sumerer. Mit einem Geleitwort von Univ.-Prof. Eckhard Unger. Franckh'sche Verlagshandlung Stuttgart, 4. Aufl. 1929. 118 S., 17 Kunstdrucktafeln, 10 Textabbildungen. Preis: geb. RM 8.20.

Der erfolgreiche Ausgräber im Nillande und Entdecker der wunderbaren Schätze in der Nekropole von Ur „in Chaldaea“ gibt hier einen Abriß der Geschichte und Kulturgeschichte des Volkes der Sumerer, dessen archäologische Hinterlassenschaft durch die neuen südbabylonischen Ausgrabungen der Universität von Pennsylvania und des Britischen Museums eine so unerwartet reiche und vielseitige Vermehrung erfahren hat. Die Übertragung des Buches aus dem Englischen (L. Woolley, *The Sumerians*, Oxford 1928), die in manchen archäologischen Angaben etwas freier und mehr unserer fachwissenschaftlichen Ausdrucksweise angepaßt hätte ausfallen können, besorgte Her. Hassler. Die Abbildungen gehen teils auf die Berichte über die Grabungen in Ur im *Antiquaries Journal* zurück, teils sind sie anderen und zwar auch älteren Veröffentlichungen entlehnt; zu dem schönen farbigen Titelbild (Kopfschmuck der Königin Schub-ad) bietet das Buch auf dem Umschlag noch ein Farbbild (Kopf eines Auerochsen mit blauem Bart) sowie eine Fliegeraufnahme der Stadtsiedelung von Ur.

*) Soeben hat Nerman in *Prussia* 29, 1931, 160 bis 173 den Handel Gotlands mit dem Gebiet am Kurischen Haff im 11. Jahrhundert dargestellt.

Woolleys Anschauungen über die Datierung der in die Frühzeit des alten Orients zurückreichenden Funde von Ur und über das Verhältnis der frühesten Kulturen in Ägypten wie im Zweistromland zu einander haben bekanntlich lebhaften Widerspruch erfahren. Im vorliegenden Werk, das sich ja an weitere Kreise wendet, werden diese Punkte auch berührt, ohne freilich zu stark betont zu werden, nur daß der Verfasser eben wegen der erstaunlichen Schätze aus Ur dem babylonischen Kreise gegenüber Ägypten den Vorrang geben möchte. Abgesehen davon bietet aber das Buch in seinen knappen zusammenfassenden Darlegungen eine solche Fülle von historischem, archäologischem und kulturgeschichtlichem Material aus der Frühzeit des alten Orients wie kaum eine der vielen populären Schriften über dies Gebiet in deutscher Sprache.

Zunächst werden die Uranfänge geschildert, das Landschaftsbild des Zweistromlandes in jenen fernen Zeiten, und die Einwanderung und Herkunft des Volkes der Sumerer. Die Darstellung der Frühgeschichte des Volkes gibt dem Verfasser Gelegenheit, auch auf die historischen Quellen, die Königslisten und auf den kunst- und kulturgeschichtlichen Wert der reichen Gräberfunde aus Ur zu sprechen zu kommen. Die weiteren Abschnitte des Buches behandeln das soziale Leben der Sumerer an der Hand der geschriebenen Urkunden wie nach den anderweitigen Denkmälern und die historischen Geschehnisse seit der ersten Dynastie von Ur bis zum Untergang des sumerischen Volkselementes. Im Schlußkapitel endlich wird zusammengefaßt, was dieses merkwürdige Volk und seine Kultur für die Weiterentwicklung des Menschengeschlechtes im altweltgeschichtlichen Kreise bedeuten.

Vielseitige Anregung bietet das Buch auch für den Fachprähistoriker. Die überraschende Reichhaltigkeit der Funddenkmale, die seit dem Krieg durch die Grabungen in Ur und in benachbarten Siedlungen zu Tage gefördert wurden, erweitert unser Wissen von der hochentwickelten Kultur des alten Orients für jene entlegenen Zeiten ungemein. Ohne näher auf die Fülle wichtiger Einzelheiten (so des Bestattungswesens usw.) einzugehen, sei hier nur an die fernreichenden Handelsverbindungen des Landes Sumer und Akkad erinnert, die ihrerseits ein starkes Staatswesen und eine ausgedehnte Verbreitung seiner Kultur zur Voraussetzung hatten. Denn die rezente geologische Deltaabildung des unteren Zweistromlandes bot an Naturschätzen doch nichts als die Fruchtbarkeit seines Bodens. Für die Arbeiten des Kunsthandwerkes und der Plastik mußten die Rohstoffe fast restlos von

weither eingeführt werden. Das Kupfer wurde nach der Analyse vom Osthorn Arabiens, von Oman, über das Meer geholt, vielleicht aber auch aus dem Kaukasus. Silber kam aus Kilikien und aus den Bergen des südlichen Elam (aber nicht, wie einmal für Kleinasien angegeben wurde, aus Spanien), Gold wohl aus Elam, Kappadokien, Syrien und vom Chabur. Der Kalkstein wurde etwa 160 km südlich von Ur und auch im oberen Euphrattal gebrochen, Bitumen wurde den Euphrat abwärts geführt, Diorit mußte auf dem Seewege vom Persischen Meerbusen herbeigebracht werden, Alabaster von Persien oder von der Westküste des Persischen Golfes, Lasurstein aus dem fernen Pamir auf langem Karawanenwege über Persien. Carneol und Obsidian, Elfenbein, Edelhölzer u. a. wurden gleichfalls aus der Ferne bezogen. Gegengaben dieses Tauschhandels bildeten die Naturprodukte des Landes, vor allem Datteln und Getreide, und auch Fertigwaren des Kunstgewerbes. Noch nicht klar lassen sich die Beziehungen zum Nillande während der Frühzeit überblicken und einschätzen. Etwas mehr hätte in dem Buche vielleicht noch über die „Handelniederlassung“ Ganesch-Kültepe in Kappadokien gesagt werden können. Auch hier gehen die Meinungen noch auseinander. Die Siedelung Kültepe, die noch ins 3. vorchristliche Jahrtausend zurückreicht, wurde neuerdings als Sitz „kleinasiatischer“ Assyrer in einer älteren Heimat vor ihrer Abdrängung nach dem späteren Assur angesprochen.

Ungeklärt ist bisher auch die Herkunft und sprachliche Zugehörigkeit der nicht-semitischen Sumerer, die im Süden Babyloniens lange Zeit hindurch politisch die Oberhand hatten. Nach Woolley sind die Sumerer später in das Land gekommen als die semitische Bevölkerung (Martu, Amurru) im oberen Euphratgebiet wie im nordbabylonischen Akkad, aber auch später als das andersgeartete, aus Arabien eingewanderte semitische Element in Sumer selbst. Mit den vorsumerischen Bewohnern des Landes werden jetzt z. B. Funde von El-Obeid nahe bei Ur (mit bemalter Keramik) in Zusammenhang gebracht. Die Urheimat der Sumerer hat man in einem östlich gelegenen Bergland Asiens zu suchen, aber keinesfalls in den elamitischen Bergen. Vielleicht erfolgte die Landnahme überhaupt nur auf dem Seewege. Vom gleichen Urvolke sind wohl auch die Träger der hochentwickelten aeneolithischen Kultur ausgegangen, deren Ruinenstätten seit mehr als einem Jahrzehnt im Indusgebiet und dann auch in Belutschistan erforscht werden und die in so vielen Zügen an Sumerisches erinnern (Grabungsberichte, die das Fundmaterial leider nicht erschöpfen, im An-

nual Report of the Archaeological Survey of India, seit 1921/22). Aber „sumerische“ Anklänge finden sich, wie nebenbei bemerkt sei, auch bei plastischen Arbeiten des Neolithicums der maltesischen Inseln.

München.

P. Reinecke.

Zoltan Toth, Attilas Schwert. Studie über die Herkunft des sogenannten Säbels Karls des Großen in Wien. Mit Unterstützung der Ralph Beaver-Stiftung herausgegeben von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest 1930. 214 S., 45 Abb.

Das 1. Kapitel der Arbeit (S. 1—64, Abb. 1—43) bringt sehr gründliche Ausführungen über die Archäologie des „Schwerts Karls des Großen“, das mit anderen Reichskleinodien bis zum Untergang des alten Reiches zu Aachen verwahrt wurde, während sich ein zweites „Schwert Karls des Großen“ seit 1424 in Nürnberg befand. Toth verweist anders als Hampel (Altertümer 2, 676—682: für Ende des 11. Jahrh.) das Stück in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts, wobei er von technischen Eigentümlichkeiten der Waffe ausgeht, die letztere eng an die heute dank neuer Funde besser als zu Hampels Zeit bekannten Säbel der (ungarischen) Landnahmezeit anzuschließen gestatten. Die eingehenden Erörterungen, deren zusammenhängende Lektüre leider bisweilen durch überlange Einschaltungen in den Text gestört wird, führen zeitlich und örtlich bedeutend über den engeren Rahmen der Arbeit hinaus und geben wertvolle Hinweise für die Geschichte der Säbelwaffe. Das Aachener Prunkstück betrachtet Toth als ungarländisches Erzeugnis, und zwar als eine Arbeit von Handwerkern aus dem einstigen Reich der Chazaren in Südrußland; eine sehr ansprechende Annahme, für die wohl alle verfügbaren Beweisgründe mit Umsicht herangezogen sind. Es sind überhaupt wenige Einwände gegen den archäologischen Teil zu erheben, etwa der, daß die früher mit den Kamenja-Babas verglichenen spanischen Bildwerke (Toth S. 50) nicht in diesem Zusammenhang, sondern vielmehr — soweit echt — der iberischen Kunst angehören. (Vgl. Ebert, Reallexikon 2, 295 f. Art. Cerro de los Santos, wo die frühere Fehldeutung nicht erwähnt ist.)

Die weiteren Kapitel beschäftigen sich mit der Frage, wann das „Schwert Karls des Großen“ nach Aachen gelangt ist, und mit der Rolle des Schwertes bei den deutschen Kaiserkrönungen; also mit Fragen der mittelalterlichen Geschichte, die an dieser Stelle nicht zu erörtern sind. Jede weitere Behandlung der Krönung und der Krönungsinsignien wird sich eingehend mit den Darlegungen Toths auseinander-

setzen müssen. Wie er schon im Titel zum Ausdruck gebracht hat, kommt er neuerdings auf die Annahme zurück, daß das Aachener „Schwert Karls des Großen“ nichts anderes sei, als das sogenannte „Schwert Attilas“, das 1063 von der Mut-

ter König Salomons von Ungarn an Otto von Nordheim geschenkt wurde. Allerdings scheinen die mit so großer Sorgfalt zusammengetragenen Gründe die Beweislücke noch nicht vollständig auszufüllen.

Frankfurt a. M.

H. Zeiß.

NEUERSCHEINUNGEN.

(Eingegangen bei der Römisch-Germanischen Kommission bis 1. VII. 31.)

Nils Åberg, Bronzezeitliche und früh-eisenzeitliche Chronologie. Teil II: Hallstattzeit. Stockholm 1931. 109 S., 225 Abb.

G. Bierbaum, Der erste Fund sächsischer Keramik aus dem Freistaat Sachsen [Quesitz, Ah. u. Kh. Leipzig]. In: Markkrantstädter Heimatblatt Nr. 20 (8) u. 21 (9).

F. Bleichling, Spanische Landes- und Volkskunde bei Silius Italicus. Diss. Erlangen 1928. 99 S.

H. Bossert, Geschichte des Kunstgewerbes Bd. IV 1930 Berlin, E. Wasmuth. Darin: A. v. Jenny, Die Übergangszone zwischen Asien und Europa. S. 1—20, 34 Abb., 2 Taf. — Hans Findeisen, Kunstgewerbe nordasiatischer Grenzlande. S. 21—47, 80 Abb. — W. Wolf, Das ägyptische Kunstgewerbe. S. 48 bis 142, 133 Abb., 5 Taf. — Val. Müller, Das phönizische Kunstgewerbe. S. 142 bis 156, 23 Abb. Das palästinensische Kunstgewerbe. S. 116—160, 14 Abb. Das karthagische Kunstgewerbe. S. 116—161, 4 Abb., 1 Taf. Phönizisches Kunstgewerbe in Spanien. S. 162—163, 3 Abb. — A. Hippel, Das griechische Kunstgewerbe. S. 164—244, 141 Abb., 5 Taf. — F. Matz, Das Kunstgewerbe der römischen Kaiserzeit. S. 245—346, 79 Abb., 7 Taf. — H. Th. Bossert, Das altarabische und altabessinische Kunstgewerbe. S. 347 bis 352, 15 Abb. — H. Glück, Islamisches Kunstgewerbe. S. 353—404, 68 Abb., 4 Taf. — E. Kühnel, Der maurische Westen etc. S. 405—432, 26 Abb., 4 Taf.

E. Brastinsch, Lettlands Burgberge. Livland. In: Materialiensammlung der Denkmälerverwaltung. Riga 1930, Piemincklu Valdes Izdevums (Verlag der Denkmälerverwaltung) [Lettisch]. 209 S. 365 topographische Karten und Abb.

G. Baldwin Brown, The Arts in Early England. Bd. 6, Teil 1: Completion of the Study of the Monuments of the Great Period of the Art of Anglian Northumbria. London, J. Murray 1930. 91 S., 23 Taf.

P. de Brun, Note sur quelques sépultures gallo-grecques des environs de Saint-Rémy de Provence. Marseille 1930. S. A.

aus Soc. de statist. d'hist. et d'arch. de Marseille et de Provence. S. 1—31, 3 Abb.

J. W. Crowfoot, Churches at Jerash, a Preliminary Report of the Joint Yale-British School-Expeditions to Jerash, 1928 bis 1930. 47 S., 13 Taf., 1 Plan im Anhang, 5 Pläne und 2 Diagramme im Text. British School of Archaeology in Jerusalem Suppl. Papers III, 1931.

Vladimir Dumitrescu, Notes concernant l'ornementation peinte zoomorphe et humaine dans les civilisations à céramique peinte de Roumanie et de la Susiane. Bukarest 1931, Imprimerie Bucovina. 19 S., 12 Abb.

Cath. Dunareanu-Vulpe, Considérations sur certaines formes caractérisant l'âge du bronze de l'Europe sud-orientale. Paris, J. Gamber 1930. 56 S., 3 Taf.

M. A. Evelein, Gids van het Rijksmuseum G. M. Kam te Nijmegen. S'-Gravenhage 1930. 106 S., 14 Taf.

R. Förer, À propos d'Ehl-Helvetum, atelier monétaire du temps de Valentinien I. S. A. aus Revue d'Alsace 1930, Journal de Thann. 7 S.

Fünfzig Jahre Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Danzig, Danzig 1930, 151 S. — Darin: W. La Baume, Bericht über die vorgeschichtliche Abteilung. Veröffentlichungen über Vorgeschichtliches Material des Danziger Museums für Naturkunde und Vorgeschichte 1905—1930. S. XXXIX—XLVIII. — Derselbe, Die weiblichen Schädel vom Ur (Bos primigenius) im Danziger Museum S. 10—19, 9 Abb. — Derselbe, Zur Kenntnis der Metall-Technik in der Bronzezeit und ältesten Eisenzeit. S. 123—151, 38 Abb.

Anton Gnirs, Quellenverehrung und Quellenopfer, ein Beitrag zur Vorgeschichte der böhmischen Mineralquellen. S. A. aus Anzeiger des Landesmuseums in Troppau II 1930 = Festschrift für E. W. Braun 6 S., 2 Abb.

A. Grenier, Manuel d'archéologie gallo-romaine. Paris, Picard, 1931. Bd. V von Déchelette, Manuel d'archéologie préhistorique celtique et gallo-romaine. 1. T.